

HEYNE <

Das Buch

Was wäre, wenn Handys mehr verbreiten würden als nur Information? Wenn das globale Netz drahtloser Kommunikation Geister freisetzen würde, die die uns bekannte Welt für immer verändern? Peter Russell, ein abgehalfterter Schriftsteller und Regisseur, erhält eines Tages den Auftrag, die Werbekampagne für TRANS zu leiten, die neueste Generation von Telefonnetz, verpackt in schicke Designer-Handys. Er sieht dies als große Chance – nicht nur um Geld zu verdienen, sondern auch um über den Tod einer seiner Töchter und eines engen Freundes hinwegzukommen. Doch genau das Gegenteil geschieht: Russell wird plötzlich von verstörenden Visionen heimgesucht, die darauf hindeuten, dass die Toten einen Weg gefunden haben, mit uns Kontakt aufzunehmen. Und ihr Medium ist TRANS, das kurz davor steht, überall auf der Welt zum Einsatz zu kommen ...

Der Autor

Greg Bear wurde 1951 in San Diego geboren und studierte dort englische Literatur. Seit 1975 als freier Schriftsteller tätig, gilt er heute als einer der ideenreichsten wissenschaftlich orientierten Autoren der Gegenwart. Seine zuletzt veröffentlichten Romane »Quantico«, »Jäger«, »Das Darwin-Virus« sowie »Die Darwin-Kinder« wurden zu internationalen Bestsellern.

GREG BEAR

Stimmen

Roman

*Aus dem Amerikanischen
von Usch Kiausch*

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der amerikanischen Originalausgabe
DEAD LINES
Deutsche Übersetzung von Usch Kiausch



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
München Super liefert Mochenwangen.

Redaktion: Angela Kuepper

Taschenbuchausgabe 05/2007

Copyright © 2004 by Greg Bear

Copyright © 2007 der deutschen Ausgabe und der Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag, München

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2007

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-52283-1

www.heyne.de

Für

J. Sheridan Le Fanu

Henry James

M. R. James

Arthur Machen

H. P. Lovecraft

Shirley Jackson

Fritz Leiber

Richard Matheson

Kingsley Amis

Peter Straub

Bruce Joel Rubin

Ramsey Campbell

Dean Koontz

Stephen King

Allesamt unheimliche Leute

Ein Gespenst ist eine Rolle ohne Schauspieler.

Gespenster sind wie Filme: Die Geschichte spult weiter ab, auch wenn in Wirklichkeit keiner der Akteure mehr präsent ist. Wie verwelkte Haut verweilt ein Gespenst meistens noch so lange unter den Lebenden, wie es deren zerbrechliche Körper schützen kann.

Gar nicht so selten geschieht es, dass Menschen ohne inneren Kern auf die Welt kommen oder das bisschen Innenleben, das sie besitzen, auch noch verlieren. Das sind lebende Gespenster. Und wenn sie sterben – manchmal sogar noch früher –, tut sich ein Loch auf, durch das sich etwas aus dem Schattenreich ins Land der Lebenden schleicht.

Wir alle waren in jener Stadt versammelt, die davon lebt, Gespenster zu erzeugen. Wir waren dabei, als ein Mann damit anfang, die kostenlose Vernetzung der Stimmen anzubieten. Und wir sind auch jetzt dort – jämmerliche kleine Puppen, nichts als Staub.

Und dennoch eure Freunde – wenn ihr das nur erkennen könntet. Hättet ihr doch wenigstens so viel Grips, die Augen offen zu halten. Vielleicht hört ihr jetzt zu, auch wenn ihr es früher nie getan habt.

Bald schon werdet ihr zu uns stoßen.

Ihr seid als Nächste dran.

Kapitel 1

PAUL IST TOT. Ruf zu Hause an.

Peter Russell – ein untersetzter Mann, dessen Haar bereits ergraute – blieb auf dem Bürgersteig des Ventura Boulevards stehen und blickte mit zusammengekniffenen Augen auf die Nachricht, die sein Handy-Display anzeigte; in der grellen Nachmittagssonne war sie kaum zu erkennen. Er schob die runde Brille auf die Stirn und hielt das Handy näher an die kleinen, belustigt blickenden Augen, um den Text besser entziffern zu können.

Paul ist tot. Plötzlich fühlte er sich in seine Jugend zurückversetzt, als er eine Woche lang tatsächlich geglaubt hatte, Paul sei gestorben: Paul McCartney. *Ich bin das Walross.* Aber die Blockschrift auf dem Display hatte ihn getäuscht. In Wirklichkeit stand dort: *Phil ist tot.*

Die Erkenntnis versetzte ihm einen Schock, denn er kannte nur einen Phil: Phil Richards. Er hatte zwar seit einem Monat nichts mehr von ihm gehört, aber konnte und wollte nicht glauben, dass die Nachricht den Menschen betraf, der seit fünfunddreißig Jahren sein bester Freund war – der Nettere, Schwächere und höchstwahrscheinlich Begabtere des *P*-Gespanns. Es konnte doch unmöglich Phil erwischt haben, Phil mit seinem fast zehn Meter langen Grand-Taiga-Wohnmobil, der unbeirrt an ihrem uralten Plan festhielt, irgendwann einmal die längste tollkühne Crosscountry-Aussteiger-Tour zu machen, die zwei alte Knacker je unternommen hatten.

Doch nicht dieser Phil, bitte nicht.

Er überlegte, ob er auf die Rückruftaste drücken sollte. Was,

wenn es nur ein dummer Scherz war, irgendein Spam auf seinem Handy?

Peter fuhr einen Oldtimer, ein Porsche-Coupé 356 C, das früher einmal knallrot gewesen war und inzwischen die Farbe verbliehener Ziegelsteine angenommen hatte. Unbeholfen kramte er die Schlüssel heraus, um den Wagen aufzuschließen, und hätte dabei das Handy beinahe fallen gelassen. Das hier konnte er jetzt gar nicht brauchen, er hatte eine wichtige Verabredung. Wütend drückte er auf die Rückruftaste, worauf die Nummer mit Piepstönen angezeigt wurde. Er erkannte die Stimme an anderen Ende: Es war Carla Wyss, von der er schon seit Jahren nichts mehr gehört hatte. Sie klang aufgeregt und so, als hätte sie leichte Schuldgefühle.

»Ich wollte nur kurz vorbeischaun, Peter, hab den Schlüssel aus dem Versteck in der Glocke genommen und bin ins Haus. Und da hab ich den Zettel gefunden. Mein Gott, ich hatte keineswegs vor, bei dir herumzuznüffeln. Jemand namens Lydia hat ihn für dich dagelassen.« Lydia war Phils Ex-Frau. »Ich hielt es für das Beste, dich zu benachrichtigen.«

Irgendwann hatte Peter Carla nach einer leidenschaftlichen Nacht in das Geheimnis der von dem italienischen Künstler und Designer Paolo Soleri entworfenen Bronzeglocke über der Eingangstür eingeweiht. Die Nachricht auf dem Zettel habe sie so niedergedrückt, sagte Carla, dass sie sich erst einmal ein Sandwich und ein Root-Bier aus seinem Kühlschrank habe holen müssen. Er sei ihr hoffentlich nicht böse.

»*Mi casa es su casa*«, erwiderte Peter und schluckte seinen Ärger hinunter, weil anderes jetzt wichtiger war. Er stieß mit der Zunge in die kleine Lücke zwischen den Schneidezähnen. »Ich höre.«

Carlas Stimme schwankte. »Also gut, auf dem Zettel steht: *Lieber Peter, Phil ist gestorben. Es steht noch nicht fest, ob an einem Herzinfarkt oder an einem Gehirnschlag. Ich teile dir später Näheres mit.* Ihre Unterschrift ist gut lesbar.« Carla holte Luft.

»War er nicht auch Schriftsteller? Hab ich ihn nicht hier im Haus kennen gelernt?«

»Tja.« Peter presste die Finger auf die Augen, um sich gegen die blendende Sonne zu schützen. Lydia wohnte seit einigen Jahren in Burbanks. Offenbar hatte sie jetzt Phils Freunde in Los Angeles abgeklappert. Carla schwatzte weiter auf Peter ein und erzählte ihm, Lydia habe die Nachricht mit Füller auf ein Blatt handgeschöpftes Papier geschrieben, es zusammengefaltet und mit Tesafilm und einer schwarzen Satinschleife verschlossen.

Telefone hatte Lydia noch nie gemocht.

Phil ist tot.

Fünfunddreißig Jahre. Jugendjahre, in denen sie gemeinsame Träume gesponnen und Pläne geschmiedet hatten, während sie nachts im Garten auf den alten Rattansesseln mit den Schalensitzen gehockt hatten, die auf dem trockenen Gras zwischen den Wacholderbüschen standen. Jahre, in denen sie über Romane, Karrieren als Schriftsteller und große Ideen sinniert hatten. Phil hatte – nicht ohne eigennützige Hintergedanken – an Drehorten und bei Modeaufnahmen herumgehungen, aber er hatte Peter auch dabei geholfen, dessen sperrige, unverkäufliche Drahtskulpturen auf der Ladefläche des alten Ford Pick-ups zu verstauen, den sie über Jahre miteinander geteilt hatten.

Nur den Pritschenwagen, nicht die Frauen, hatte Phil sich beklagt.

Der schlanke, drahtige Phil mit dem kurzen mausgrauen Haar, der jedes Mal, wenn er eine nackte Frau gesehen hatte, so lieb gelächelt hatte. Der sich mit solcher Unbeholfenheit und Hingabe nach dem weiblichen Geschlecht gesehnt hatte.

»Alles in Ordnung bei dir, Peter?«, fragte Carla aus weiter Ferne.

»Herzinfarkt«, wiederholte Peter und hob das Handy wieder an den Mund.

»Oder ein Gehirnschlag, es steht noch nicht fest. Sie hat die Nachricht wirklich sehr geschmackvoll überbracht. Es tut mir so Leid.«

Er stellte sich Clara bei sich zu Hause vor. Clara, die ewige Enddreißigerin mit ihren gazellenartigen langen Beinen, die sicher in Radlerhosen steckten. Darüber ein blendend weißes elegantes Männerhemd mit hochgekrempelten Ärmeln, das sie in der Taille zusammengeknotet hatte, um ihren glatten flachen Bauch zu betonen.

»Danke, Carla. Du gehst wohl besser, ehe Helen kommt«, sagte Peter nicht unfreundlich.

»Ich lege den Schlüssel wieder in die Glocke. Ach ja, Peter, ich bin deine Mappen kurz durchgegangen. Hast du irgendwelche sexy Hochglanzfotos von mir, die ich ausleihen kann? Ich hab einen neuen Agenten, toller Typ, echt clever, und der will neue Sed-Cards von mir zusammenstellen. Ich bin in der engsten Auswahl für eine Kreditkartenwerbung.«

Carlas Agenten waren stets *tolle Typen* und *echt clever* gewesen. Und alle hatten sie in doppelter Hinsicht über den Tisch gezogen, ohne dass sie je daraus gelernt hätte. »Ich werd mal nachsehen«, erwiderte Peter, obwohl er bezweifelte, dass sexy Fotos ihr viel nützen würden.

»Du weißt ja, wo du mich findest.«

Allerdings. Und auch, wie sie roch und sich anfühlte. Mit einem Anflug unbestimmter Schuldgefühle hockte sich Peter auf den alten Sitz im sonnendurchfluteten Wagen, ließ die Tür halb offen und ein Bein heraushängen. Das aufgeheizte, zerschlissene Leder wärmte seine Hoden. Als ein cremefarbener Toyota Lexus vorbeisauste und hupte, zog er das Bein ein, schloss die Tür und kurbelte das Fenster so weit wie möglich – auf halbe Höhe – herunter. Sein Hals war schweißnass. In einer Stunde musste er in Malibu sein und präsentabel aussehen. Sein breites Gesicht über dem sorgfältig gestutzten, grau melierten Bart wirkte zerknittert.

Als Mann von achtundfünfzig Jahren konnte er es sich nicht einmal leisten, auch nur zehn Minuten alles stehen und liegen zu lassen und um seinen besten Freund zu weinen. »Verdammt

noch mal, Phil«, murmelte er, während er mit einer Hand die Augen vor der Sonne und dem Verkehr abschirmte.

Er ließ den Motor an und nahm auf dem Rückweg zu seinem Haus, einem quadratischen Flachbau aus den Fünfzigerjahren in den Hügeln von Glendale, die Nebenstraßen. Als er ankam, war Carla bereits gegangen, nur ihr Parfümduft, *Gardenia*, hing noch in der warmen, unbewegten Luft auf der Terrasse. Helen war spät dran, vielleicht würde sie auch gar nicht kommen – er wusste nie, wofür sie sich letztendlich entscheiden würde –, also duschte er schnell und roch bald darauf frisch gewaschen und nach Seife. Er zog ein blau-rotes Hawaii-Hemd an, griff nach seinem besten Aktenkoffer aus kastanienbraunem Leder und verließ das Haus durch die alten Flügeltüren zur Terrasse. Der hoch aufgeschossene Jasmin, der am Spalier rankte, hatte ein paar Blüten getrieben. Ihr süßlicher Duft mischte sich mit Carlas Parfüm.

Einen Augenblick blieb Peter auf den roten Fliesen stehen und blickte durch das Spalier zu dem strahlend blauen Himmel empor. Schwer atmend drückte er den Ellbogen gegen einen rauen, von der Sonne verwitterten Pfosten: Wieder einmal spürte er die alte Beklemmung, die er stets in engen Räumen, Winkeln und an dunklen Orten empfand, besonders dann, wenn sich Dinge ereigneten, auf die er keinen Einfluss nehmen konnte, oder wenn er keine Fluchtmöglichkeiten sah. Eine Minute verstrich, dann eine zweite, bis sein Atem wieder ruhiger ging. Er holte so tief wie möglich Luft und drückte mit zwei Fingern auf die Innenseite seines Handgelenks, um den Puls zu überprüfen. Ganz normal. Als er mit der hohlen Hand ein paar Mal kräftig unter das Brustbein drückte, löste sich der Knoten in seiner Brust. Bisher hatte er noch nie einen Arzt gefragt, warum das funktionierte, aber es klappte jedes Mal.

Nachdem er sein Gesicht mit einem Papiertaschentuch abgewischt hatte, kritzelte er eine Nachricht für Helen auf die verschmierte Tafel, die unter der Soleri-Glocke festgenagelt war.

Danach griff er in den ehemaligen Ölbehälter, der nun als Stauraum im Freien diente und auf zwei Sägeböcken thronte, und zog ein leichtes Sommerjackett aus beigefarbener Seide heraus, das einzige, das er besaß. Vor sechs Jahren hatte er es in einem Ramschladen erstanden. Er schnupperte daran: Es roch nicht allzu moderig und würde es auch diesen Sommer, der sowieso schon in den Herbst überging, noch tun.



Er ließ den alten Porsche im Leerlauf rückwärts aus der Garage rollen. Der Motor ließ ein Brummen ertönen, das in ein sanftes Heulen überging, nachdem Peter mit dem langen Schalthebel – ebenfalls uralte und mit Holzknauf versehen – den ersten Gang eingelegt hatte.

Das Letzte, was er von Phil gehört hatte, war, dass er in Nordkalifornien herumreiste und versuchte, mit einem Roman weiterzukommen. Sie hatten sich schon seit Monaten nicht mehr gesehen. Peter überlegte, warum Freunde nicht wöchentlich oder sogar täglich miteinander Verbindung hielten. Schließlich hatte er einige der schönsten Augenblicke seines Lebens mit Phil verbracht, der einen ganzen Raum zum Strahlen hatte bringen können, wenn ihm danach gewesen war.

Peter wischte sich über die Augen, aber sie waren trocken, wie er an den Fingerknöcheln sah. Vielleicht würde er heute Abend Zeit zum Trauern finden. Allerdings war es gut möglich, dass Helen Lindsey bei ihm absetzte, und wenn er in Lindseys Gegenwart zu weinen anfing, würde womöglich eine Wunde aufreißen, die er besser gar nicht erst anrührte. Er konnte es sich nicht leisten.

Während er auf das Meer und Salamambo zufuhr, das Anwesen von Joseph Adrian Benoliel, fühlte er sich wie betäubt.

Kapitel 2

Trotz der gedämpften Farben war der Sonnenuntergang bemerkenswert: Der Himmel über den Hügeln und dem Meer wirkte wie Lapislazuli, und durch die braune Dunstglocke hindurch schimmerte die Sonne strahlend gelb wie ein Edelstein über dem grauen Wasser. Auf der kleinen, von Palmen gesäumten Straße, vorbei an grünen Rasenflächen, die so gepflegt wie Golfplätze wirkten und hier und da von Eukalyptus-Bäumen durchbrochen wurden, zuckelte Peter Russell im zweiten Gang dahin. Das Flaubert-Haus warf einen langen kühlen Schatten über die Zufahrt und den grasgrünen Eingangsbereich. Grillen zirpten balzend.

Das Anwesen *Salamambo* nahm acht Hektar Grund und Boden in bester Hanglage oberhalb von Malibu ein. Es hatte alles überlebt: Feuer, Erdbeben, Erdverschiebungen, die Weltwirtschaftskrise, die Karrieren zweier hier residierender Filmstars, deren Sterne im Lauf der Zeit gesunken waren, und selbst die Erschließung der Umgebung als Wohngebiet. In den mehr als dreißig Jahren, die Peter in Los Angeles und dem Tal verbracht hatte, war er niemals auf ein ähnliches Anwesen gestoßen. Es bestand aus zwei riesigen, verwinkelten Herrenhäusern, die man außer Sichtweite voneinander errichtet hatte. Beide boten einen herrlichen Ausblick auf die Abhänge und Täler voller Kreosotbüsche und Salbei; man konnte sogar bis nach Carbon Beach sehen.

Salamambo war der ideale Ort, um sich den eigenen Illusionen hinzugeben: dem schönen Traum, dass man sich Frieden erkaufen kann, dass Macht für immer währt, dass die Zeit vorbeieilt,

ohne die schönen Seiten des eigenen Lebens zu berühren – Verschrobenheiten, Lebensstil, Abschirmung nach außen, mit viel Geld erkaufte. Was Salamambo mit seiner Erhabenheit und Selbstsicherheit ausstrahlte, war die Gewissheit, dass das Leben unbeschadet von allen Krisen weitergeht, besonders wenn man über das nötige Kleingeld verfügt. Allerdings ließ sich in der Geschichte Salamambos einiges finden, das diese Gewissheit infrage stellte.

Salamambo war so, wie sich Neureiche den Himmel vorstellen mögen: Sein steingewordenes Motto lautete: *Das Haus des Herrn hat viele Wohnungen*. Nur war der Herr in diesem Fall im Jahre 1946 von der Welt verschieden. »Lordy« Trenton war in Wirklichkeit gar kein Adliger, sondern ein Schauspieler, der in Stummfilm-Komödien mitwirkte. Aufgewachsen in den Catskill Mountains und anfangs ein völlig unbeschriebenes Blatt, machte er schließlich Karriere und konkurrierte mehr als zwölf Jahre mit Charly Chaplin, Buster Keaton und Harold Lloyd. Allerdings verlor der Charakter, den er verkörperte – ein versoffener Aristokrat, der im Grunde ein anständiger Kerl war, aber das Chaos auf sich zog – für das Publikum noch vor der Weltwirtschaftskrise jeden Reiz. Trenton zog sich von der Schauspielerei zurück, als es sich für ihn noch irgendwie auszahlte. Genauer gesagt, mit einem »Riesen« auszahlte, denn für tausend Dollar konnte er 1937 alle Rechte an seinen Filmen veräußern.

Während der Wirtschaftskrise investierte Lordy in die Tonausrüstung von Filmen und machte viel Geld damit. Mitte der Dreißigerjahre ließ er das »Flaubert-Haus« errichten und bald darauf das benachbarte Anwesen, das manche zeitgenössischen Architekturkritiker als *Jesus weinte* bezeichneten. Trentons Freunde nannten das Gebäude »die Mission«. Sie bestand aus einem riesigen, kreisrunden Eingangsbereich, der von einer Kuppel aus maurischen Kacheln überdacht wurde, hohen Deckengewölben, Schlafzimmern mit schmiedeeisernem Inventar und dunkel gebeizten Eichenmöbeln, einem düsteren Speise-

saal, in dem hundert Personen Platz fanden, und einem Wohnzimmer, das allein schon mehr als vierzig auf vierzig Meter maß. Ein Großteil von Trentons Vermögen ging dabei drauf.

Verfolgt von der Vorstellung, die Japaner könnten in Kalifornien einfallen, ließ Lordy Anfang der Vierzigerjahre das Flaubert-Haus und die Mission durch eine vierhundert Meter lange, unterirdische Bahnstrecke miteinander verbinden, deren Tunnel gleichzeitig als Schutzbunker dienen konnte. Rechts und links der Gleise hängte er an den glatt verputzten Ziegelsteinmauern europäische Ölgemälde des neunzehnten Jahrhunderts auf. Zur selben Zeit ließ er sich mit Emily Gaumont ein, einer problembeladenen jungen Künstlerin und Gelegenheitsschauspielerin. Nach ihrer Heirat 1944 verbrachte sie ihr letztes Lebensjahr damit, wie besessen lebensgroße Porträts von Lordy und vielen ihrer Freunde zu malen – als Clowns.

1945 brach während einer Party ein Feuer im Tunnel aus, das die Bahnlinie in Schutt und Asche legte. Emily und zehn Gäste kamen dabei ums Leben. Nach allem, was an die Öffentlichkeit drang, verbrannten vier Personen, darunter auch Emily, bis zur Unkenntlichkeit.

Ein Jahr später starb Trenton als einsamer und von Gerichtsverfahren gebrochener Mann an akuter Alkoholvergiftung.

Der nächste Hausherr, ein Handelskettenbesitzer Ende sechzig namens Greel, legte sich eine Geliebte zu, die angeblich französisch-kreolischer Abstammung war. Ihr zuliebe gab er eine Million Dollar dafür aus, die Mission im Stil »louisianischer Gotik« zu vollenden, wobei er alte und neue Architektur so miteinander vermischte, dass es den Augen wehtat und die Bezeichnung *Jesus weinte* auf Dauer an der Mission hängen blieb.

Greel starb 1949, er beging Selbstmord.

1950 erwarb Frances Saint Claire das Anwesen, eine Hitchcock-Blondine. Als sie von den Filmstudios auf die schwarze Liste gesetzt wurde, weil man ihr Sympathien für die Linke nachsagte, fand ihre Karriere ein jähes Ende. Sie heiratete Mor-

timer Sykes, einen cleveren Burschen, der früher gleichgeschlechtliche Neigungen gezeigt hatte, sie jedoch abgöttisch liebte und ihr Geld klug investierte, was eigentlich gar nicht zu ihm passte. 1955 ließen sie das dritte und letzte Herrenhaus von Salamambo errichten, das schicke, vom Bauhaus inspirierte *Four Cliffs*. 1957, nur sechs Monate bevor Saint Claire an Brustkrebs starb, fing ein Hain mit Eukalyptusbäumen Feuer. Die Flammen griffen auch auf zwei der drei Herrenhäuser über. *Four Cliffs* brannte zu Schutt und Asche nieder, während *Jesus weinte* größtenteils unversehrt blieb; nur der Speisesaal wurde völlig zerstört. Eine polizeiliche Ermittlung deutete auf Brandstiftung hin, doch Freunde in der Lokalpolitik sorgten dafür, dass die Sache vertuscht und nicht weiterverfolgt wurde – die Tragödie sei so schon schlimm genug.

1958 bot Sykes das Anwesen zum Verkauf an und zog nach Las Vegas. Als gebrochener, hoch verschuldeter Mann wollte er sich Geld leihen und geriet dabei an die falschen Leute. Zwei Jahre später fanden Wanderer seine Leiche in der Wüste verscharrt.

Fünf Jahre lang stand Salamambo leer. 1963 wurde Joseph Adrian Benoliel der neue Herr über das Anwesen. Lebenslang ein Einzelgänger, der erst sehr spät heiratete, machte er sein Vermögen damit, dass er sexuell freizügige Streifen vom Strandleben produzierte und eine Kette von Immobilienbüros leitete.

Zwischen 1970 und 1983 finanzierte er heimlich vier von Peter Russells leicht anrühigen Filmen, in denen viel nacktes Fleisch gezeigt wurde, auch wenn es keine echten Pornos waren.



Peter parkte den Wagen, stieg aus und zog das Jackett über den Ansatz von Bauch, den er inzwischen mit sich herumschleppte. Bei seinen breiten Schultern fiel das Übergewicht zwar nicht besonders auf, aber mittlerweile wirkte er kaum noch wie ein künstlerischer Mensch, sondern eher wie ein in die Jahre ge-

kommener Bodyguard. Allerdings spielte das kaum eine Rolle; den Benoliels war es sowieso egal.

Peter hob die Bronzefaust, die an der riesigen Eichentür als Klopfer befestigt war, und ließ sie auf die Platte fallen. Ein junger Mann mit kurzem schwarzem Haar, der beigefarbene Hosen und einen blauen Pullover in Übergröße trug, machte auf, musterte ihn von Kopf bis Fuß und hielt ihm irgendetwas hin, als wollte er den Armen spenden. Peter hatte ihn noch nie gesehen.

»Hier, Mr. Benoliel will es anscheinend nicht«, sagte der junge Mann in dem knappen Ton, mit dem Engländer gewöhnlich ihre Enttäuschung ausdrücken. »Die kosten nichts. Wer sind Sie?« Er drückte Peter ein schwarzes Oval aus Kunststoff in die Hand und trat zurück, um ihn ins Haus zu lassen.

»Das ist Peter Russell«, erklärte Joseph. »Lassen Sie ihn in Ruhe.« Mit Hilfe seines Gehstocks, dessen Gummispitze er energisch auf den Boden stieß, kam er hastig zum Eingang. Für einen Mann, der humpelte, bewegte er sich schnell. »Ich kann die gottverdammten Dinger nicht leiden.« Allerdings klang er nicht böse, sondern schenkte Peter ein gut gelauntes Lächeln. Er war Anfang siebzig, hatte den massiven Körperbau eines Football-Spielers, mit den Jahren jedoch Fett angesetzt. Da er das Fett aufgrund einer strikten Diät wieder abgebaut hatte, schwabbelte die Haut an seinen Armen, wie das kurzärmelige gelbe Golfhemd deutlich zeigte. Unter den ausgebeulten schwarzen Shorts stachen die von Diabetes geschwächten O-Beine hervor. Sein kurz geschorenes Stoppelhaar war schon seit langem weiß. »Kann es nicht ausstehen, wenn sie in Restaurants piepsen. Oder wenn Leute Auto fahren und dabei quasseln. Müssen immer mit jemandem verbunden sein, als ob sie verschwänden, wenn sie zu reden aufhörten. Auf dieser Welt wird sowieso schon viel zu viel geschwätzt.« Er machte eine Handbewegung, die sowohl ein Sichfügen in das Unvermeidliche als auch Ärger und Ablehnung andeutete. »Falls Sie das verdammte Ding haben wollen, stellen Sie's ab, solange Sie hier sind.«

»Sie lassen sich nicht abstellen«, bemerkte der junge Mann und trat näher an Peter heran. Seine großen blauen Augen ta-zierten den Neuankömmling so, als wollte er seinen Charakter und die Größe seines Geldbeutels abschätzen. »Allerdings kann man den Klingelton leiser stellen.«

Peter lächelte, als hätte er einen Witz nur halb mitbekommen. »Was ist das überhaupt?«

»Bietet kostenloses Telefonieren«, erwiderte Joseph. »Nur funktioniert es nicht. Wo ist denn Mischie?«

»Sie hat mir gesagt, ich soll aufmachen«, erklärte der junge Mann.

»Ach, zum Teufel, Peter hat doch einen Schlüssel. Mischie!«

Der junge Mann betrachtete Peter mit neu entwickeltem, wenn auch unsicherem Respekt.

Mischie – Michelle – kam aus dem Gang, der zum Salon im hinteren Teil des Hauses führte. »Hier bin ich.« Sie lächelte Peter zu und hakte Joseph ein. »Zeit, dass wir dem Äffchen seine Erdnüsse geben, Zeit für die kleinen Muntermacher, Ihre Lord-schaft«, verkündete sie mit aufgesetzter Fröhlichkeit. »Komm schon, Liebling.«

Joseph starrte mit finsterner Miene auf den kleinen Fahrstuhl links von der langen Treppe, als drohte ihm Unheil von dort. »Lassen Sie mich bloß nie allein mit ihr, Peter.«

»Ihr beiden Hübschen wartet am besten im Salon«, befahl Michelle mit affektierter Stimme. »Dauert nicht lange, wir sind schnell fertig.«

»Bin jetzt schon fertig«, grummelte Joseph. »Wenn ich irgendwas hasse, dann sind's Erdnüsse.« Im Vorübergehen strich er Peter über den Arm.



»Nettes Paar«, bemerkte der junge Mann, nachdem sie in einer Nische Platz genommen hatten, die einen Ausblick auf die Rasenflächen im Westen gewährte. Weit draußen, über den Klip-

pen und dem Meer, neigte sich der Tag versonnen seinem Ende zu. »Die haben doch nur Spaß gemacht, oder?«

»Das nehme ich an. – Ich bin Peter Russell.«

»Stanley Weinstein.«

Sie beugten sich in ihren Sesseln vor – die Sitzgelegenheiten im Flaubert-Haus standen stets so weit voneinander abgerückt, dass man fast brüllen musste, um sich miteinander zu verständigen – und tauschten einen Händedruck.

»Suchen Sie nach einer Sache, in die Sie investieren können?«, fragte Peter.

»Nein, nach einem Investor«, berichtigte Weinstein. »Eine Million Dollar ist das Mindeste. Ein Klacks, wenn man damit eine Revolution finanziert.«

»Eine Revolution in der Telekommunikation?«

Weinstein verzog das Gesicht. »Lassen Sie uns dieses Wort bitte vermeiden.«

Peter hob das schwarze Plastikding vors Gesicht, drehte es so lange, bis er eine Nahtstelle gefunden hatte, und versuchte, sie mit dem Daumnagel anzuheben, ohne Erfolg. »Wenn's kein Handy ist, was ist es dann?«

»Wir nennen es Trans. T, R, A, N, S geschrieben, im Singular wie im Plural. Wenn Sie ein bisschen Geld locker machen, bekommen Sie eins für den persönlichen Gebrauch. Wenn Sie viel investieren, erhalten Sie mehrere und können sie an Ihre Freunde verteilen. Sehr schicke Dinger, Spitzentechnologie, so was ist noch gar nicht auf dem Markt. Spüren Sie, wie leicht es ist? Qualitätsware.«

»Sieht aus wie ein Handy«, sagte Peter. »Ist aber keins?«

»Fast ins Schwarze getroffen«, bestätigte Weinstein mit schräg gelegtem Kopf. »Im nächsten Jahr kosten sie noch nichts. Danach gehen wir damit an die Öffentlichkeit und machen Niederlassungen in jedem Einkaufszentrum der Welt auf.«

»Und Joseph will nicht investieren?«

Weinstein zuckte die Achseln. »Die Vorführung ist nicht gut

gelaufen. Scheint irgendwie mit diesem Gebäude zusammenzuhängen.«

»Es hat Stahlträger. Und jede Menge Steine.«

»Trans wird überall funktionieren, vom Mittelpunkt der Erde bis zum Mond.« Weinstein blies die Backen auf. »Weiß nicht, warum es hier nicht klappt, werd meinen Chef fragen müssen.«

»Und Ihr Chef ist ...?«

Weinstein legte einen Finger an die Lippen. »Mr. Benoliel vertraut Ihnen?«

»Das nehme ich doch an. Jedenfalls vertraut er darauf, dass ich ihn nicht allzu oft um Geld anhaue.«

Weinstein reagierte mit einem seltsamen Blick und wedelte mit dem Finger in der Luft herum. »Geht's hier um die kleinen Muntermacher?«

»Das war wirklich nur ein Scherz. Ich erledige bestimmte Dinge für die Benoliels. In Wirklichkeit bin ich ein Niemand.«

Weinstein blinzelte ihm zu. »Aber Sie haben Einfluss. Die Benoliels vertrauen Ihnen, das hab ich schon gemerkt. Behalten Sie das Ding. Eigentlich kann ich Ihnen sogar mehrere geben. Verteilen Sie die Dinger an Ihre Freunde. Aber wenn Sie mir einen Gefallen tun möchten, dann geben Sie eines davon einem guten Freund von Mr. Benoliel, besser noch jemandem, der mit Mrs. Benoliel befreundet ist.«

Peter schüttelte den Kopf. »Ich hab schon ein Handy. Jede Woche bekomme ich Anrufe, die mir irgendeinen neuen Service versprechen.«

»Und wie wär's, wenn überhaupt kein Service nötig wäre?« Weinstein spreizte die Finger wie ein Magier. »Ein Gerät von Trans hält ein Jahr lang, danach ersetzen Sie's durch ein anderes, wobei der Preis noch nicht feststeht, aber er liegt in jedem Fall unter dreihundert Dollar.«

Dafür können Sie zu jeder Tages- und Nachtzeit unbegrenzt telefonieren, von jedem Ort der Welt aus. Ist viel besser als ein Digital-Telefon, die analoge Tonwiedergabe hat nämlich eine